

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 6 (1930)
Heft: 25

Artikel: Genua-New York
Autor: Slutskaja, Lilja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

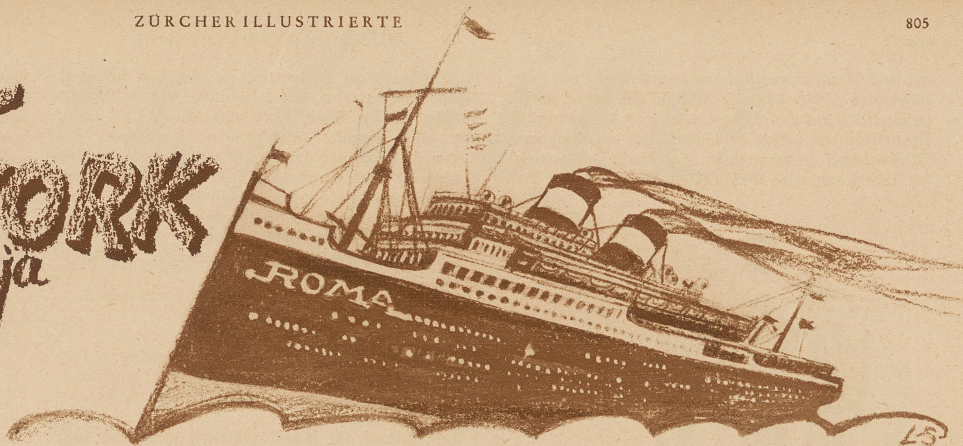
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GENUA- NEW YORK

von Lilja Slutskaja



(SCHLUSS)

Wie eine belagerte Stadt, von der ganzen Welt abgeschnitten, auf sich selbst angewiesen ist, hat das Schiff seine eigene Verwaltung, Wirtschaft und eigene Gesetze. In dieser Stadt gibt es Straßen und Gassen, öffentliche Anlagen und Sportplätze, Gesellschafts- und Wirtschaftsräume, Bureaux und Wohnungen, ungezählte möblierte Zimmer, Magazine und ein paar tausend verpflegungsbedürftige Bürger, vom leichten Italiener bis zum millionenschweren Amerikaner. Es ist ein sehr großer Haushalt, und alles muß tadellos klappen.

Man möchte einmal einen andern Spaziergang als auf der Promenade machen und ein anderes Viertel als das «Vergnügungsviertel» kennenlernen. Dann geht man hinunter, viele Treppen tief, und gelangt in eine andere Welt. Zuerst kommt man ins Quartier, das dem großen Magen der schwimmenden Insel dient. Die Vorratsräume liegen unter dem Wasserspiegel, mit einer grünen, gläsernen Meeresschale hinter den dicken Fensterscheiben. Allen Wänden entlang ziehen sich vom Boden bis zur Decke dichte Reihen Büchsen, Schachteln, Dosen, und der ganze Raum zwischen ist mit Kisten, Fässern und Körben ausgefüllt. Die Weinkeller und Eiskammern sind ganz in der Nähe. Auch die Backergasse, wo es wunderbar nach frischem Brot duftet, mit der Konditorei, wo man etwas Heißes und Süßes direkt aus dem Ofen zu probieren bekommt, liegt hier. Und dann ist man in der großen Küchenstraße. Da ist die gemütliche, kleine Matrosenküche mit drei Riesenkesseln, die fast den ganzen Raum einnehmen; ferner die Küche der dritten Klasse, die geräumige und schöne Küche der zweiten Klasse, wo ruhig und gemessen einige ältliche, freundliche Köche schaffen, und endlich die vielen Küchensäle der Luxusklasse. Diese versinken in Dunst und Nebel. Weißliche Gestalten in hohen Mützen tauchen plötzlich auf und verschwinden. Es wäre gespensterhaft, wenn es nicht so lärmig wäre. Aber Rufe ertönen von allen Seiten. Es zischt, es braust, es klopft, es klirrt. Die Gestalten rennen wie besessen hin und her, tauchen auf und verschwinden, ununterbrochen. Man reibt, man hackt und schreit. Dann klärt sich der Dunst für einen Moment auf: der ganze kolossale Betrieb wird sichtbar. Zwei große Männer schleppen Körbe mit Eis vorbei, auf dem in grüne Blätter gebettet große Langusten ruhen. Es wirbelt in den Augen, es klingt in den Ohren. Der Weg der fertigen Speisen geht aus dieser Küchenhöhle durch die Anrichten nach oben in die Stille des weiß-goldenen Speisesaales.

Sauber und sonnig ist das Matrosenviertel, so ganz anders als auf dem Lande. Zuerst kommt der große Waschraum mit einer Reihe von Heißwasserhähnen und Duschen. Dann kommen die Schlafzimmer, luftig und hell, mit übereinandergehängten Betten, zwischen denen Kanarienvögel in ihren Käfigen zwitschern. Ein paar Gassen rechts, dann links, dann gibt's Stufen — die Türe eines großen weißen Saales ist offen: es ist der sachliche und elegante Speisesaal der zweiten Klasse. Man geht durch ein paar Wege weiter, an einigen Sackgassen vorbei. Es gibt wieder Stufen, und plötzlich steht man auf einer schmalen Eisenbrücke über einem tiefen Schacht. Er ist mit Leitern, Röhren, Brücken, Kabeln durchflochten. Zwischen den Maschen dieses Netzes sieht man in furchtbarer Tiefe

Flammen leuchten und dunkle Figuren huschen. Man sieht nach oben: die glatten, runden Wände steigen so hoch empor, daß sie zu einem schmalen Rohr werden, mit einer kleinen Öffnung am Ende und einem winzigen Fleckchen blauen Himmel darüber. Viele eiserne Leitern und Treppen muß man hinuntersteigen, wenn man in das Maschinenreich gelangen will. Es liegt ganz tief unter Wasser; da gibt's keine Fenster mehr, es ist wie ein Riesensarg, und es herrscht hier eine höllische Hitze und ein Höllenlärm. Man versteht kein Wort, wenn es einem nicht ins Ohr gebrüllt wird. Ich schaue mich hilflos um. Der Mechaniker lacht und zeigt mit der Hand auf eine Rettungsinsel, eine kleine Erhöhung, von allen Seiten durch frische Luft aus vielen Röhren abgekühlt. Als meine Sinne wieder beisammen sind, fange ich an, das Wunderreich genauer ins Auge zu fassen. Alle Innenwände sind sehr breit und innen hohl. Sie dienen als Reservoir für flüssiges Brennmaterial. Da gibt's also keine Kohlenkörbe, wie in Neapel. Diese Heizkesselanlagen erstrecken sich über die ganze Länge des Schiffes. Beiderseits des zentralen, größten Maschinenraumes befinden sich Einzelzellen, von einem verjüngten Schiffsende zum andern, alle vollkommen voneinander getrennt, nur durch runde Öffnungen miteinander verbunden, die automatisch verschlossen werden können. Im Falle eines Unglücks kann ein beschädigter Raum sofort aus dem Ganzen ausgeschaltet werden. Von einer Abteilung zur andern kriecht man über ölige Leitern, schmale, glitschige Brücken, zwischen Rädern, Hebeln, Schrauben, Röhren, Öfen, Lärm und Hitze vorbei. Plötzlich weht es einem frisch und kühl entgegen. Man gelangt ganz unerwartet aus dem schwarzen

in das weiße Viertel. Und überall ist Schnee. Das sind die großen Eismaschinen für die vielen Kühlräume. In einem Nebenraum, der sich so zuspitzt, daß man das Ende des Schiffes erraten kann, zeigt der Maschinist stolz auf vier ungeheure, auf dem Boden rotierende Stahlwellen. Das müssen die vier mächtigen Schiffsschrauben sein. Dann legen wir wieder den Weg zurück durch alle die Löcher in das entgegengesetzte Enddreieck, von wo aus dem eisernen Berge der Ketten der Anker herabhängt.

Geblendet, betäubt und verschmiert erreiche ich die Leiter, die nach oben führt. Der Kapitän kommt gerade herunter und hilft zwei Damen auf den öligen Stufen. Beide sind in glitzernden, hellen Abendtoiletten. Sie kommen herunter, um die Maschinenräume anzuschauen...

Dieses Inselreich des Schiffes ist durch eine Radioanlage ununterbrochen mit jedem Punkt der Welt verbunden. Fragen und Wünsche werden ausgetauscht, Erlebnisse besprochen, die Stimmen großer Künstler kommen aus dem Unermeßlichen; die Weltereignisse gleiten an den abgestumpften Ohren vorbei, und die Börsen senden ihre letzten Bulletins.

Zum Lunch werden nicht viel Umstände gemacht. Man zieht sich nicht um. Und nachher geht jeder seinen Plänen nach. Man verliert sich nach den verschiedensten Ecken des Schiffes, in die Bibliotheken, zu den Sportplätzen, in die Bar, in die Liegestühle, um sich nach ein paar Stunden wieder in den tiefen Klubsesseln der Renaissancehalle einzufinden. Auf den kleinen Tischchen duftet der Kaffee in winzigen Tassen. Bei den einschmeichelnden Tönen eines Streichquartetts träumt man vor sich hin, liest oder flirrt. Es schimmern rote, grüne und gelbe Lichtflecke verschiedener Liköre in schlanken Kristallkelchen. Man studiert das frisch gedruckte Programm der Abendunterhaltung, Tanz oder Kino, das Radiobulletin der Börse, die neuesten Telegramme: so — bis zum Abend.

Festlich und feierlich grüßt der Speisesaal mit seinen schlanken Säulen, seinen kristall- und silberschimmernden, blendend weißen Tischchen und dunkeln Silhouetten der Bedienten: der Tempel der Gastronomie. Der Glanz der Tische, der tiefe Ernst der Kellner, der Duft, alles ist bereit zum Götzendienst. Am Eingang ist der Opfertisch, von oben bis unten mit weißen Tüchern drapiert. Auf schweren Silberplatten ruhen Speisen, barbarisch ausgeschmückt, zu wunderlichen Gebilden verwandelt. Der Chef in schwarz-weißer Gewandung dirigiert voll Würde die Sinfonie der großen AbSpeisung. Auf die schnell hingeschobenen Teller legen sich rosige, duftende Scheiben zarter Fleische. Ganz allmählich füllt sich der Saal. An den Tischchen wird sorgfältig die Speisekarte studiert, wird der Kellner konsultiert und die Wahl getroffen. Große Stille. Die Damen betrachten einander, die Herren betrachten die Damen. Das rosa Licht der Seidenschirme schmeichelt und liebkost. Zart ist die Haut der nackten Schultern und Arme, das Haar der Blondes wellig, weich und leicht, das der Dunkeln schwer und glatt. Mit dem frischen Blumenschmuck des Tisches spielen weiße Hände. In der Bedienung der Kellner merkt man feinste, kaum definierbare Unterschiede im Benehmen, je nach den ihnen anvertrauten Klienten: ein leichtes Kräuseln der Lippen hinter dem Rücken des Laien,



der sein Menu ungeschickt zusammenstellt oder unpassenden Wein ausgesucht hat, ein kaum merklicher Blick auf das schlanke, zu weit ausgestreckte Frauenbein im hellen Seidenstrumpf, ein flüchtiger Blickwechsel untereinander bei einer ungeschickten Bewegung oder inkorrektem Gebrauch der Be-



stecke, eine respektvolle Rückenkurve vor dem Tischchen mit dem Silberkübel.

Nachher ein Mokka mit Likör in der großen Halle. Und bald ertönen aus dem festlich erleuchteten Rokokosaal die lockenden Klänge der Ballmusik. Die Damen erscheinen in langem, farbig schillerndem Brokat und Pelzüberwürfen. Wenn sich die Herren vor ihnen verbeugen, lassen sie die schweren Hüllen in die Seidensessel fallen. Sie heben ihre schönen, runden, mit Edelsteinen geschmückten Arme und schmiegen ihren halbnackten Körper an das steife Schwarz ihrer Kavaliers.

Die Promenade ist jetzt leer und schimmert silbern im Scheine des Mondes. Es ist ganz warm und still. Nur durch die Fahrt des Schiffes entsteht ein Luftzug. Aus dem grünen, glasigen Einschnitt des Wassers weichen ununterbrochen silberne Schaumfächer schwerer Wellen zurück. Aus den Fenstern des entfernten Saales klingen die schmachttenden Töne der Tanzmusik, bald laut, ganz nah, bald leise, sich verlierend. Und plötzlich höre ich zwei Stimmen, gleich um die Ecke. Sie fühlen sich ge-

borgen in ihrem Italienisch, da hier fast niemand ist, der es versteht. Ich gehe nicht fort — ich bin gelähmt durch Meer, Luft und Musik. Er bittet sie, seine Kajüte aufzusuchen. Ich kenne die Stimmen: es ist der dunkle Offizier mit den breiten Schultern, dem schweren Blick und den hart zusammengepreßten Lippen. Doch klingt jetzt seine Stimme weich und tief. Sie ist die schöne Sängerin; ihr Ton ist neckisch, doch gespannt.

«Wann kommen Sie?» — (Lachen.)

«Niema!»

(Dann durch den Wind verweht:) «Warum?»

«Ich sehe keinen Grund!»

«Wie denn?»

«Wir stehen hier, wir schauen einander in die Augen — so — so — tief ... und alles ist geschehen und alles schon erfüllt: der Blick genügt, es ist kein Unterschied ...»

Jetzt klingt die Musik plötzlich ganz nah und laut und übertönt das Wort. Dann hört man:

«Es ist kein Unterschied? Also! Dann kommen Sie!»

Ein leises Lachen. Die Stimmen entfernen sich. Aus der Bar tönen aufgeregte Gespräche. Es wird ununterbrochen Abschied von den Getränken genommen, angespornt durch den immer näher anrückenden Tag der Landung.

So kommt der letzte Tag. So ruhig war die Fahrt, so schön und selbstverständlich, daß der Begriff von Zeit und Raum verschwand. Es ist noch ganz unfassbar, daß unser altes Land sich jetzt so weit entfernt befindet, und plötzlich wird der zweite Trennungsstrich unheimlich. Die «Roma» schließt das Ende und den Anfang in sich: sie ist die Brücke, die in lebendiger Bewegung zwei Weltteile verbindet. Und jetzt, kurz vor der Trennung, wird alles, was so unbedeutend schien, so lieb und nah. Auch sieht man jetzt nicht nur die Menge vor sich, man sieht den einzelnen Menschen.

Am Abend ist das große Abschiedessen, ein Festmahl. Die Tische sind mit frischen Blumen geschmückt; daneben liegen reizende Geschenke. Das grüne Seidenband mit der Aufschrift «Roma» umschlingt die schwarzen Ärmel der Herren, umfaßt kokett die Haare der Frauen. Die Musik spielt; es wird viel Wein getrunken. Und doch ist es nicht so wie sonst. Der Zauberbann der Sorglosigkeit ist gebrochen, die Ruhe ist dahin.

Man tanzt zum letztenmal. Die Paare sind ungleich. Da tanzt mit ihrem jungen Freund die alte Fürstin. Wie versteinerte Tränen leuchten die großen Diamanten auf ihrem Halse. Die Leute dürfen nur diese Tränen sehen. Doch wie traurig und ergeben schauen die blassen, alten Augen empor zu dem schönen Manne, der ihr die Seele

dieser Fahrt gewesen war, und den sie jetzt verliert. Ein kleiner, frecher Backfisch tanzt mit einem alten, grauen Herrn, zwei Frauen miteinander, ein schönes junges Paar, eng im Tanze verschlungen, liebt sich und lebt in dem, was erst noch kommt. Und draußen ist es still, hell und warm. Schon steht die schöne Sängerin an Deck. Langsam geht ihr Offizier vorbei. Sie wechseln einen Blick — nur einen Blick, doch lang und tief: das ist ihr Lebewohl. Und jemand weint. So muß es sein — das Land ist nah.

Die Erde greift mit schwerer Hand in unser Leben.

Noch diese letzte Nacht. Dann das Erwachen.



Man fühlt sofort, daß etwas anderes ist als sonst, daß etwas fehlt. Dann wird es plötzlich klar: es fehlt die Vibration, das Herz des Schiffes steht ganz still. Erschüttert springt man auf und eilt zum Fenster. Im Silbergrau der Luft, der See, des Himmels sieht man ein rotes Schiff, wie eine schlummernde Vision. Nach langer, langer Zeit das erste Schiff. Wir sind im Hafen.



SCHWERE SEE